



# DER SPIEGEL

für  
**Kunst, Eleganz und Mode.**  
Siebzehnter Jahrgang.

Redakteur: Sam. Rosenthal. Verleger: Fr. Wiesen's Wittwe und S. Rosenthal.

1844.

Besth und Ofen, Mittwoch, 3. April.

27.

## Das Urtheil der Welt.

(Vollendung.)



Im siebenzehnten Jahre wurde uns Mary durch ein Nervenleiden entrißen. Der Tod einer wirklichen Schwester hätte mir nicht näher gehen können; der Verlust war so schmerzlich, daß ich beschloß, die nächsten Ferien nicht in der Pfarrwohnung zuzubringen, sondern in Sandhurst zu bleiben. Doch ein Schulfreund, der Sohn eines irischen Baronets, lud mich ein, mit ihm die Seen von Westmoreland zu besuchen. Ich nahm das Anerbieten mit der Bedingung an, daß mein Vormund damit zufrieden sei. Zu dem Zwecke reisten wir nach Schluß des Lehrkurses über Herbstonge. Aber in der Pfarrei fühlte sich mein Reisegefährte von der herzlichen Aufnahme des Pfarrers und Lucys Schönheit so gefesselt, daß er die Weiterreise von einem zum andern Tage verzögerte. Dem Pflegevater that nach Marys Verluste meine Nähe wohl und so blieb ich mit Packenham, der sich bei Lucy und dem Vater so einzuschmeicheln wußte, daß er von Beiden gebeten wurde, die Reise bis auf die nächsten Ferien aufzuschieben und mit mir in Herbstonge zu bleiben. Kurz bevor wir vom Pfarrhause wieder fortreisten, war es zwischen ihm und Lucy zu einer Liebeserklärung gekommen, der ein Briefwechsel folgte. Ich merkte zwar, was vorgehe, hatte aber davon keine Ahnung, daß Packenham Lucy überredet hatte, sich heimlich mit ihm trauen zu lassen, da er erst in vier Jahren major sein und bis dahin keine Möglichkeit sehe, seines Vaters Einwilligung zu erhalten. Leichtgläubig und arglos, wie die Tochter eines Landgeistlichen, welche die Welt nach ihren Lieblingsromanen beurtheilt, ging Lucy auf diesen leichtsinnigen Plan ein, und wenn der Vater auch von einer heimlichen Verheirathung nichts hören wollte, so lud er doch Packenham als Bräutigam seiner Tochter zum Besuche auf die nächsten Ferien ein. — Indes erhielt ich mein Offizierspatent und besuchte den Pflegevater noch ein Mal, bevor ich zu meinem Regiment nach Cork abging. Nachdem der Pfarrer mich beim Abschiede gesegnet hatte, beschwor er mich mit Thränen im Auge, ihm feierlich zu versprechen, daß ich, wenn er einst nicht mehr sei, seiner Tochter Bruder und Beschützer sein und bleiben wolle. Da ich das Verhältniß Lucys zu Packenham nur oberflächlich kannte und von der projektirten heimlichen Verbindung keine Ahnung hatte, so war ich durch diese Bitte Anfangs überrascht, gab aber mein heiliges Wort darauf, daß ich zu jedem Opfer für Lucys Zukunft bereit sei. Kaum war ich einige Monate in Cork, als ich eine Nachricht erhielt, die mich ahnen ließ, daß ich vielleicht mehr versprochen, als ich geglaubt hatte. Denn ich erfuhr, daß Packenham trotz seines Vaters strengem Verbote das Verhältniß mit Lucy fortgesetzt hatte und, als der Pfarrer gleichfalls darauf bestand, daß er

eine Verbindung vor seiner Großjährigkeit nicht zugeben dürfe, mit dem leichtsinnigen Mädchen entflohen sei. Der alte Mann nahm sich diesen Fehltritt seiner einzigen Tochter so zu Herzen, daß er am Schlagflusse starb. Ich fühlte das ganze Gewicht der Verpflichtung, die ich übernommen hatte, denn als ich in der letzten Zeit mit Packenham auf vertrautem Fuße lebte, lernte ich ihn von einer so unvortheilhaften Seite kennen, daß ich mir nun die bittersten Vorwürfe darüber machte, Lucy nicht damals gewarnt zu haben. Jetzt war es zu spät und vielleicht wäre dies auch früher nutzlos gewesen; denn Lucy war erst achtzehn Jahre alt und sie liebte Packenham wirklich. Unter solchen Verhältnissen war es mir lieb, als ich hörte, Packenham habe sich mit ihr trauen lassen. Meine Besorgnisse für Lucys Glück bestimmten mich, ihr sowohl, wie ihrem nunmehrigen Gatten einen Brief voll ernster Ermahnungen und herzlicher Wünsche für das Gelingen eines Schrittes, den ich nur als nicht mehr zu ändern billigen konnte, zu schreiben. Ich erhielt keine Antwort, weil, wie ich später erfuhr, Packenham meine Briefe unterschlagen hatte, um Lucy zu der Ueberzeugung zu bringen, daß ich von ihr nichts mehr wissen wolle. Damals aber erklärte ich mir dies Schweigen mit der Ansicht, Lucy sei glücklich und habe deshalb meine, vielleicht zu ängstlichen Befürchtungen übel genommen. Bald darauf wurde mein Regiment nach den Bermudasinseln versetzt und da jetzt ein schnelleres Avancement in Aussicht stand, ich ohnehin auch in der Heimath nichts zu verlieren hatte, so bewarb ich mich um keine Versetzung in ein anderes Regiment. Schon lebte ich über ein Vierteljahr bei sehr angenehmen Verhältnissen in der Kolonie, als ich eines Morgens von meinem Bedienten mit der Botschaft geweckt wurde, meine Schwester sei mit dem Paketboote angekommen. — „Du irrst dich, John,“ antwortete ich, „du hast dich verhört!“ Bereits schwebte mir das Wort auf der Zunge, daß ich weder Schwester noch Bruder habe, als er mir ein Billet gab und hinzusetzte, es komme von meiner Schwester, Mistress Otway, die mich mit ihrem Sohne im Hotel am Hafen erwarte. Ich sprang auf, zog mich rasch an und eilte zu Lucy, nachdem ich einen flüchtigen Blick auf den Brief geworfen hatte, dessen Einleitung mir bereits mehr sagte, als mir zu wissen lieb war. „Ich wurde getäuscht und schändlich verrathen!“ schrieb die Unglückliche. „Unsere Verheirathung ist gerichtlich ungiltig; Edward hat mich verlassen, verlassen, mich und mein armes Kind, nachdem er Alles, was mir der Vater hinterließ, durchbrachte. Meine letzte Hilfe und Zuflucht bist du, Arthur; du bist mein Bruder, und um der schlechten Welt keinen Anlaß zu lieblosen Urtheilen zu geben, gab ich mich auf dem Paketboote für deine wirkliche Schwester aus. Gott wird es mir verzeihen, wie du mich nicht zur Lügnerin machen wirst. Ich bin so unglücklich und, wenn du mich der Schande Preis gibst, verloren. Zu langer Ueberlegung fehlte die Zeit; mein Pflegevater hatte mir die verlassene Tochter auf die Seele gebunden, ich mich zu ihrem Schutze verpflichtet; genug, ich ging zum Gasthose und fragte nach meiner Schwester, Mistress Otway. Mit dem Worte Schwester war ich eine Verpflichtung eingegangen, die sich fortan nicht wieder rückgängig machen ließ. Ich ahnte jedoch damals nicht, wohin diese falsche Stellung führen sollte. Ich war in den angesehensten und achtbarsten Familien der Kolonie wohl gelitten, weshalb diese sich auf die Nachricht von der Ankunft einer so nahen Anverwandten beeilten, Lucy einzuladen und sie mit der gastlichsten Aufmerksamkeit und Zuorkommenheit zu überhäufen. Mir blieb jetzt keine andere Wahl, als gute Miene zu dem gefährlichen Spiele zu machen. Obwohl ich meiner angeblichen Schwester sogleich meine Wohnung eingeräumt und in die Kaserne gezogen war, um für den Fall einer späteren Entdeckung falschen Gerüchten vorzubeugen, so mußte ich nach der ersten Konzession doch eine Rolle festhalten, deren Mißlichkeit mir mit jedem Tage klarer wurde, wenn ich Lucy nicht kompromittiren wollte. Mein erster Schritt zu Gunsten der Unglücklichen war ein Brief nebst Vollmachten und Anweisungen an einen der tüchtigsten Advokaten Londons, um zu versuchen, ob die Gesetzmäßigkeit ihrer Ehe nicht zu erlangen getroffen, daß die Legalisirung nicht durchzusetzen sei. Diese Entscheidung füllte das Maß der Leiden für das unglückliche Weib, das trotz der größten Verzweiflung noch immer an dem Verführer hing. Ihre Entschuldigungsgründe für Packenhams schändliches Benehmen waren unerschöpflich, und wenn ich mich bitter über ihn äußerte, gerieth sie in eine so krankhafte Hefschwisterliche Liebe, die uns in der Jugendzeit so innig verband, hatte durch Packenhams Dazwischentreten einen Riß bekommen, der sich jetzt von Tag zu Tag erweiterte, und dennoch waren wir durch jenes unselige Wort Schwester an einander gekettet. Ich gerieth dadurch in eine Abhängigkeit von ihr, die nur der begreift, wer in ähnlicher Lage war. Es stand ohne männlichen Schutz, zumal ihre Gesundheit durch den nagenden Schmerz sehr gelitten hatte. So blieb mir nichts weiter übrig, als Urlaub zu nehmen und sie zu begleiten, wobei

ich noch immer die Hoffnung hegte, meine persönliche Anwesenheit in England werde den Verfänger dazu bestimmen, sein Kind legitim zu machen und für dessen Zukunft zu sorgen. Denn Lucy's Leben, das sah ich mehr und mehr ein, neigte sich zu Grabe. Bald nach unserer Ankunft in England wurde ihr Uebel so gefährlich, und der Gedanke, zu sterben und ihr Kind allein zurück zu lassen, folterte sie so, daß ich beschloß, mein Regiment zu quittiren und mich auf halben Sold setzen zu lassen, bis ich der einmal übernommenen Verpflichtung vollkommen genügt habe. So verlebte ich ein volles Jahr mit meiner Adoptivschwester in einem Küstentstädtchen des westlichen Englands. Lucy litt an der Auszehrung, mit der ihre früher so kräftige Gesundheit einen langen, schweren Kampf kämpfte. Sie würde vielleicht noch länger gerungen haben; doch der Tod ihres Kindes, dem sie den Keim ihres Uebels eingestößt, beschleunigte ihr Ende.

(Beschluß folgt.)



### Natürliche Bemerkungen.

(Wien, 25. März.)

Die Zwillingsschwester Kunst und Kritik liegen sich in der jezigen Zeit in den Haaren; einst war es anders, sie vertrugen sich schwesterlich miteinander, die Kritik, die ernste Schwester, hob mit wahrhaftem Vergnügen, mit edlem Stolze die Glanzeigenschaften ihrer edlen Schwester Kunst hervor, ohne sie rühmredig auszusapfaunen, sie stellte ihr, der oft überschwinglichen, die Fehler mit Ruhe und Ernst aus, tadelte, ohne zu beleidigen, u. zeigte das Ueble, ohne zu verletzen; dagegen erkannte die Kunst ihre Schwächen und suchte sie zu verbessern und dankte gerührt der freundlichen Schwester. Die Kritik ist ja die Unterstüzerin der Kunst, sie, die ihr den Weg zeigt, den sie zu gehen habe und sie zurükhührt, wenn sie auf Abwege geräth; die Kritik ist es, die uns das Schöne, Wahre und Gute erst zugänglich macht, die uns einführt in das Heiligthum eines Werkes, die uns lehrt, was wir von Etwas zu hoffen, was wir zu fürchten haben; die Kritik ist der Maßstab aller Größe in der Welt. — Es ist die ernste, unpartheiische, edle Kritik. So war sie einst, so würdevoll, so lehrreich, so unterstützend. — Ich will damit nicht sagen, daß die Kritik nur loben oder wenigstens schonen soll; sie soll zerdrücken, was zu zerdrücken ist, sie soll das Unkraut ausmerzen, das sonst die guten Pflanzen verdrängt, sie soll aus den Schrauben des Kunsttempels die weisen, die es verdienen, sie soll die großthuende Wichtigkeit zermalmen. Leute, die die echte wahre Kritik nicht ertragen können, sind keine Künstler; fehlerfrei ist ja nichts; der echte Künstler wird die strenge Kritik sich zu Gemüthe führen, seine Fehler einsehen, zur Erkenntniß kommen, und das Schlechte verbessern; der wahre Künstler wird dem wahren Kritiker dankbar sein, denn ihm wird er einen Theil seines

einstigen Ruhmes zu verdanken haben. So meine ich — und halte d'ran. Wie anders ist die Kritik jetzt bestellt. Der wahre Künstler kann sich an keine Kritik mehr halten, unsere jezigen Kritiker sind Ausgeburten des Neides, der Freundschaft und des Geldes. Zur Kritik drängen sich jetzt Leute, die, aus Mangel der Kraft zu schaffen, sich berufen fühlen, das Geschaffene zu zerschneiden; ohne Ahnung von Musik, Poesie, Metaphetik sprechen sie mit unerhörter Keckheit über alle Fächer der Kunst, glauben sich berühmt zu machen, wenn sie die Werke großer Meister bemäkeln, oder Werke junger Talente, in ihrem Sinne „herunterreißen“. Die Erkenntniß, daß ein Talent etwas leistet oder leisten könnte, bewirkt in ihnen einen Neid, daß sie Alles versuchen, um das Aufkommen zu verhindern. Manchmal gibt sich eine Zeitschrift zu solchen „Gistspukereien“ her und brandmarkt so die eigene, wie aller Bessern Ehre. Die Gdleren geben freilich auf die Worte solcher Subjekte nichts, aber Mancher kennt das Treiben dieser Leute nicht u. glaubt den elenden Worten. Solche dumme literarische Tago's hat leider die Literatur jetzt genug aufzuweisen, solche Leute sind die schlechtesten Menschen, und verdienen, mehr als so viele andere, die Knute und das Zuchthaus. — Die Kritiker, die aus Freundschaft loben, sind wohl mehr zu entschuldigen, indem doch ein edlerer Zweck zu Grunde liegt, allein es ist auch Unrecht von Ihnen, ihre Freunde stets zu loben; sie kennen gar nicht das Hohe der Freundschaft, das darin besteht, das Gute zu loben, das Schlechte aber streng zu tadeln; die Freunde sind zur Stütze, zur Besserung, und nicht zur Lobhudelei da; man soll nie den Künstler, stets nur das Werk an sich betrachten. — Endlich kommen die Geld-Kritiker, diese literarischen Banditen, diese Wegelagerer, deren Sprichwort: „Geld oder Ehre und braven Namen“, diese sind die schändlichsten Ausgeburten unserer Zeit, die-

se haben die Kunst und den Glauben an die Kunst herabgebracht, die haben die Ehre der Kritik gebrandmarkt, die verdienen den literarischen Pranger zum ewigen Gedenken der Geschichte, die verdienen die Unehrllichkeit = Erklärung und Bückigung. Diese Leute schreiben um Geld, Alles, Lob und Tadel, sie heben die Wichtigkeit in die Höhe und ziehen die Größe zu sich in den Schlamm ihrer eigenen Unehrllichkeit, sie morden das Recht. Sind diese Leute nicht schlechter als Diebe und Räuber? Soll man diese Leute nicht verbannen und einkerkeren? Wohin wird es noch kommen, wenn diesem Unfuge nicht gesteuert wird, wenn man Diebe von Kleinigkeiten scharf bewacht, und diese Freveler frei laufen läßt? Ist die Kritik nicht schon so weit gesunken, daß ein Kritiker als ein schlechter Kerl betrachtet wird, dem man einige Groschen in die Hand drückt, um sie als gedungene Banditen oder Auåtrommler zu haben, wie mit Sklaven mit ihnen befehlen zu können? So lange diese gebuldet werden, so lange es erlaubt ist, jeden Unsinn zu schreiben über Kunst, um Geld zu loben und zu tabeln, aus Neid zu verunglimpfen, wird die Kritik in Verruf bleiben und sich keine Kunst heben, da die Kunst ohne Kritik nicht bestehen kann. — Wie beklagenswerth sind die wenigen Ehrenmänner, die noch aus Interesse für die Sache, sich mit der Kritik beschäftigen, daß sie unter so vielen kritischen Troßbuben stehen müssen. Darum ist mein Rath: Schließt diese Buben aus, meidet sie wie Gebrandmarkte, verschließt ihnen den Weg zu ihrem elenden Treiben, dann wird die Kunst aufblühen und die Ehre der Kritik gerettet sein.

Camillo Hell.

### Die Handschuhe der Herren jezt und sonst.

Jeder Elegant trägt jezt Handschuhe, und sollte er auch den einen nur mit den zwei Fingern der andern Hand tragen. Es gab eine Zeit, wo ein Modeherr keine tragen durfte. Unter Ludwig XIV. waren sie nur beim Reiten und auf den Jagden erlaubt. Stieg der Reiter ab und führte das Pferd nur in den Stall, ohne die Handschuhe auszuziehen, so brachte der Stallknecht auch sogleich einige Blumen, welche ihm mit einem Geschenke bezahlt werden mußten. Das Auslachen hatte er noch außerdem in den Kauf. War der Hirsch erlegt und vergaß der adelige Waidmann beim Todeårdeln des edeln Thieres die Handschuhe auszuziehen, so stand auch gleich ein Rüdenknecht mit einem Stück Bruch (d. h. einem Zweige) da, um ihn an das Gesez der Mode zu erinnern, und das Trinkgeld dafür unter dem Lachen aller Jagdgenossen in Empfang zu nehmen.

### Motive des Selbstmordes bei verschiedenen Völkern Asiens.

Ein Hindu entleibt sich, um seinen Beleidiger durch Gewissenspein unglücklich zu machen; ein Chinese, um ihm einen bedenklichen Prozeß anzuhängen: ein Japanese, um sich selber zu bestrafen, und ein Mandtschu, um seine Reputation zu retten. Die beiden Ersteren werden von einer Rache geleitet, die nicht mit energischer Gestinnung verbunden ist; aber auch in seinem verzweifeltsten Entschlusse bleibt der Hindu Gefühlsmensch u. der Chinese Verstandesmensch; den Jener traut dem Feinde noch zu, daß er in sich selber Bestrafung finden könne, während Dieser nur auf eine Bestrafung des Feindes von Außen her rechnet. Der gräßlichste Selbstmörder ist der Mandtschu, weil dieser die Schande, die ihn getroffen hat, auch an seiner Familie kleben sieht und Frau und Kinder tödtet, ehe er Hand an sich legt oder in den Reihen der Feinde seinen Tod sucht; der Kälteste u. Resignirteste ist der Japanese, denn dieser sieht in der Selbstentleibung die schicklichste Sühne seiner verletzten oder vernachlässigten Pflicht. Der Mandtschu verfährt bei all seiner Rohheit am ritterlichsten, der Japanese aber am uninteressirtesten, denn es wartet seiner keine paradiesischen Jungfrauen, wie des muselmännischen Türken, der sich eben so kaltblütig die seidene Schnur umlegt.

### Myriomorphoskop - Logogriph \*).

Isoiso: Mit Schrecken werde ich genannt.  
Lo: Von Sagen bin ich dir bekannt.  
Isee: Dem Christen einst ein schrecklich Wort.  
Alose: In Thuroh sind'st du mich als Ort.  
Asaos: Ein Hochgebirge, wohl bekannt.  
Ilies: Ein alt Geschlecht im Böhmerland.  
Loise: Ein Heil'ger im Kalender bin.  
Sl: Mit einer Heil'gen auch bei Wien.  
Ise: Bin irgendwo an Königs Statt.  
Sia: Vor mir man viele Ehrfürcht. hat.  
Osisa: Dem Kaufmann ich willkommen bin.  
Esos: Nicht such' bei mir gefunden Sinn.  
Loiso: Zum Anbau muß die Erd' es sein.  
Iolee: Von mir verlange ja nicht Wein.  
Asoaso: Der Osten mich als Boten kennt.  
Isoisos: So hat man keinen Mann benennt.  
Aosos: Bei Festeszügen man mich hört.  
Iola: Gut, wenn sich's beim Geflügel mehrt.  
Esalo: Durch mich in mir nur Alles lebt.

\* Der Vf. dieses Räthelspiels hat für die erste richtige Auflösung, die uns von Seiten einer unserer geehrten Abonnentinnen in 40 gereimten Versen eingesendet wird, eine Prämie von 10 Stahlfischen, für die zweite und dritte eine von je 5 Stahlfischen bestimmt. Die Namen der übrigen Löserinnen und Löser werden abgerannt. Briefe portofrei.

Schlüssel zur Auflösung: Die Buchstaben des Wortes, welches dem Logogriph zum Vorwurfe dient, wurden durch andere ersetzt. Wie z. B. Greis, substituirt wird in dem Worte W a r e n, wo dann für die Worte: Reis, Sieg, Ei gesetzt würde: Aren, Nerw, Re u. s. w.

Isl: Nach mir der Architekt stets strebt.  
 Sososa: Ein Berg, war einst ein Hafen doch.  
 Asoase: Der Schotte liebt und trägt mich noch.  
 Ilea: Mit einer Farbe bin ich's nicht.  
 Iso: Beim Zahlen hab' ich viel Gewicht.  
 Aosl: Man sehe wohl, wenn man es thut.  
 Soa: Sie wird beliebt nur, wenn sie gut.  
 Iosla: Beneidenswerth nach eigener Wahl.  
 Asli: Dem wird auch Liszt's Konzert zur Dual.  
 Isesa: Gefegnet und an Früchten reich.  
 Iosle: Erscheint mit Schwarz und Gelb zugleich.  
 Sso: Gar hoch und stolz ist meine Fahrt.  
 Osl: Vor mir man gern sein Gut verwahrt.  
 Aosla: Von Liebenden gar oft genannt.  
 Lose: Nicht lange als Metall bekannt.  
 Aoislea: Vom Monde sagt's der Astronom.  
 Ossi: Ich prange stolz am Donaustrom.  
 Asos: Beim Wägen man oft von mir spricht.  
 Oso: Geschieht's zu häufig, bin ichs nicht.  
 Isoa: Den Jüngling kündet meine Spur.  
 Aloise: Auf ei n e m Thron Europas nur.  
 L. bei Lomest. \*\*\*\*

Auflösung der beiden Rebus in Nr. 21.

I. Pensée d'un misanthrope:

b c d e f  
 terre

Il n'y a pas d'amis (A mis) sur terre.

II. Was ist einer Herrschaft wünschenswerth?

G B N R  
 G R R R

Ein getreuer Untergebener.

(Ein G drei R unter GBNR.)

Folgende geistreiche Auflösung sandte uns Herr B. G. in Pesth ein:

Ich habe die Auflösung des Rebus in No. 17 des Spiegels nicht eingesandt, weil ich die Zahl der Einsender nicht vermehren wollte. Hier folgt sie nachträglich:

Un ennemi, surpris est facile à vaincre, mais je préfère <sup>mis</sup> (un ennemi soumis) parce qu'on n'a plus besoin de le vaincre.

Quant à votre misanthrope, qui ne trouve pas d' <sup>a</sup> (amis sur terre) dites lui d'aller en <sup>cher bis</sup> (chercher sur mer) mer.

Den deutschen Rebus von dem »getreuen Untergebener« hat ein Häfchen, wie denn überhaupt die L M N T (Elemente) der deutschen Sprache nicht günstig für den Rebus sind. Doch genng, sonst wird dieses eine ABHALUNG (eine Abhandlung) ohne N D (Ende). V. G.

Richtige Lösungen wurden ferner eingesandt: von der Frau Amalie Gräfin v. Nemes-Eßizsar in Siebenbürgen, Fräulein Leopoldine Mühlner, Tochter des k. k. Hrn. Hauptmanns vom 5. Artillerieregimente in Mailand; Herrn A. Wilkoszewsky in Pesth; ferner hlos des deutschen Rebus: von den H. H. Philipp Schuler in Pesth; F. Eder in Ofen; Franz Agnelly in Szolnok; Ludwig Spieß, k. k. Poli-

zeikommissär in Peterwardein; Anton Pezet, gräf. Peter v. Bejasevich'scher Kenntmeister in Ruma; Joseph Kremser, Grundamtschreiber in Buchtowig in Mähren.

### Presse - Zeitung.

Die Pariser »Presse« macht bei Gelegenheit des in der Deputirtenkammer zur Verhandlung kommenden Stempelgesetzes nachstehende Berechnung. »Ein Pariser Journal vom Format der »Presse«, dessen Nettopreis jährlich 46 Francs ist, hat folgende Abgaben zu entrichten: Stempelgebühr für 365 Nummern à 5 Centimes, macht jährlich 18 Fr. 25 C.; Postgebühr für 365 Nummern à 4 Cent. macht 14 Fr. 70, zusammen 32 Fr. 85 C. Diese von den 46 Frs. abgezogen, bleiben 13 Fr. 15 C., wovon folgende Ausgaben bestritten werden müssen. Papier für 365 Nummern, jedes Exemplar zu 400 Bogen; Druck für 400 Bogen; Zusammenlegen der 365 Nummern; Rouvertiren von 365 Nummern; Zusammenlegung der 365 Nummern; politische Redaktion; literarische Redaktion von 365 Feuilletons; Korrespondenz; Administration. Ein Journal, das also zur Befreiung dieser Unkosten jährlich Hunderttausende bedarf, soll nur 13 Fr. 15 C. für ein Exemplar einnehmen, während der Stempel allein sich auf 18 Fr. 15 C. belauft? Das ist die einfache Frage, die die Kammer zu beantworten hat.

\*\* Unter dem Titel: »La Chine ancienne et moderne« hat Jardot, Mitglied des königlichen Stabes, eine Schrift in Paris herausgegeben, die Chinas Geschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten (mit Einschluß der letzten Kriegereignisse) schildert und ein klares Bild von der Entwicklung der chinesischen Civilisation gibt. Die kleine Schrift von einem in diesem Fache anerkannt tüchtigen Manne, dürfte auch in Deutschland von Interesse sein.

\*\* Im »Buch der Redner«, nach dem Französischen von Gormenin (Leipzig, bei F. J. Weber), findet sich der sehr drollige und fast unglückliche Passus: »weil ihr Zungenbändchen wohlangebunden am Ballast ist.« Der Uebersetzer hat offenbar nicht geahnt, daß das französische Wort palais auch G a u m e n heißt, und daß mit diesem die Zunge zusammenhängt, nicht aber mit einem Ballast.

\*\* Die »Times« ließen im zweiten Semester 1843 nicht weniger als 3,250,000 Blätter stempeln, indessen Morning-Chronicle, Morning-Post und Morning-Herald während derselben Zeit zusammen nur 2,147,000 Blätter stempeln ließen, so daß die Times 1,103,000 Nummern im Semester oder täglich über 7000 mehr als jene drei andern Zeitungen zusammen in die Welt gehen ließen.

\* \* Der Pariser „Constitutionnel“ ist am 22. März in seiner neuen Gestalt erschienen u. zwar in einer ungemein eleganten Hülle. Da mit der ganzen Pariser Presse eine Umwandlung vorgehen zu sollen scheint, so ist es nicht uninteressant, die Anstrengungen zu sehen, welche ein Blatt macht, das durch seinen Kampf gegen die Restauration, wie jetzt als Organ des linken Centrums und speziell des Herrn Thiers eine historische Bedeutung in Anspruch nehmen darf. Die neue Verwaltung des Constitutionnel ermäßigt den Jahrespreis auf 40 Fr. für Paris und auf 48 Fr. für die Departements; sie verspricht monatlich mindestens 25 Feuilletons. Die Theaterkritiken schreibt H. Rolle, die Kunstartikel Mermée, die musikalischen Korrespondenzen Havelvy, Sport und Pariser Chronik Charles de Voignes. Gestiftet sind dem Blatte für die nächste Zukunft ein neuer einbändiger Roman „Jeanne“ von Mme. George Sand, der am 25. April beginnt und bis zum Anfang des Julimonats geht; worauf am 20. Juni der neue zehnbändige Roman: „Le Juif errant“ von Eugène Sue beginnt. Zugleich wird versprochen: „Itinéraire de l'empereur pendant la campagne de 1812“ vom Baron Denniée, ehemaligem Revueninspektor der großen Armee. In politischer Beziehung versprechen Nemusat, Cousin, Duvergier de Sauranne u. mehrere andere Mitglieder der beiden Kammern Leitartikel über die Tagesfragen, die mit ihrer Namensunterschrift versehen werden; auch hat Thiers Fragmente aus seiner Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs und eine Reihe dahin gehörender Aktenstücke versprochen. Treu seiner Vergangenheit, bleibt der Constitutionnel nach wie vor das „Organ der gemäßigten, aber anständigen, konservativen, aber liberalen Ansichten, zu denen sich das linke Centrum bekennt.“

### Mignon - Zeitung.

München. Die hiesigen Maler sind wüthend; ein „Münchener Künstler“ hat in den Jahrbüchern der Gegenwart bei Besprechung der unvergleichlichen belgischen Bilder behauptet, „daß die Münchener Künstler nicht malen könnten; Kaulbach und Lindenschmit machten davon allein eine Ausnahme und höchstens auch Hausen gehe in der Farbe weiter als die andern.“ Und weiter hat der arge Kritikus in der Abhandlung: „die belgischen Bilder, eine Parallele,“ bei Erwähnung der Fülle von Figuren in Gallait's Bild behauptet: „In München hätte man das Volk nur mit wenigen Figuren angedeutet; und es ist nicht ganz ohne Bedeutung, daß die Historienmalerei hier immer einen offiziellen obligaten Charakter annimmt. Es versteht sich, daß dies vorzüglich von den Gemälden gilt, welche im Auftrag Sr. Majestät unsers kunstliebenden

Monarchen angefertigt werden. Gewiß ist immer je das dritte Gemälde auf eine Verherrlichung der Dynastie der Welfen, Wittelsbacher oder Sächsen angelegt. Reichsbelehnungen, Krönungen, Einzüge hoher Häupter, Ertheilungen von Gesetzen, Errichtung von Akademien und Klöstern, Erbverträge, Volljährigkeitserklärungen u. s. w. — das sind die Stoffe, in welchen sich die verzwickte und geplagte Historienmalerei ergehen darf. Da sehe einer zu, ob das Volk daran eine Freude hat. Sind das überhaupt Stoffe für die Malerei?“ — Wie gesagt, die Münchener lassen das nicht auf sich sitzen, wie eine lange Widerlegung in der Augsburger Allgemeinen zeigt.

**Etwas von Allem.** Ein Unpäßlicher, der einen Homöopathen zum Arzt hatte, mußte ein Heilmittelchen in vierzigster Verdünnung einnehmen, doch wurde er zugleich dabei gewarnt: er möge ja nicht bei einer allopathischen Apotheke oder bei einer Gewürzhandlung vorbeigehen, sonst wär' es durch den Geruch mit der erwünschten Wirkung der vierzigsten Verdünnung nicht nur sogleich vorbei, es könnten sogar bedenkliche Folgen eintreten.

\* \* In Danzig gab und gibt es diesen Winter eine Menge der verschiedenartigsten Vorlesungen; Hr. Bannasch las über Marinewesen, Hr. Kloss über uralte Musik, Hr. Dr. Gervais hat dramatische Vorlesungen angekündigt; außerdem acht Vorlesungen zum Besten der Kleinkinderbewahranstalten, Vorträge der naturforschenden Gesellschaft u. s. w.

\* \* Mit der steigenden Anglomanie in Paris sind jetzt auch Boreräle eröffnet worden, in denen sich die Löwen des Tages kunstgerechte Rippenflöße geben.

\* \* Wenn ein Berliner Chemiker seinen Plan durchsetzt, so wird man in Kurzem ein wanderndes Institut in Berlin haben, wie noch keines da war, nämlich eine wandernde Speiseanstalt, oder Garküche. Besagter Chemiker will nämlich mehrere Wagen, auf denen Küchen angebracht sind, durch Berlin umher fahren lassen. Die Speisen sollen mit Gas gekocht werden, zu welchem Zwecke die Wagen eigene Apparate haben. Mädchen, in Unschuld und Beständigkeit, d. h. in Blau und Weiß gekleidet, sollen die Speisen verabreichen, versteht sich für Geld. Die Zeit fördert wunderbare Ideen zu Tage, und man meint, die wandernden Speiseanstalten gehörten auch zu denselben.

\* \* Man schreibt aus Elbing: „Am 20. März, Abends, 11 Uhr, stieg hier die Kälte auf 10, und am 21. Morgens 7 Uhr gar auf 11½ Grad N. Gestern früh stand das Thermometer auf 6 Gr. unter dem Gefrierpunkt. Sonntag den 24. Morgens 8 Uhr wird eine Schlittenfahrt nach Rahlberg stattfinden. Bis 8¼ Uhr

werden sich die Schlitten am Wogenappschen Krüge versammeln. Ein des Weges Kundiger wird vorkahren, dem also nicht vorbei gefahren werden darf. Das Eis ist für 2 Pferde vollkommen sicher und es sind keine Risse im Haf. — Der Schlittweg von der Stadt bis Wogenapp geht durch die Niedergasse über die Blantage und Rößern.“

\*\* Börne sagte einst von sich: „Die Weiber haben keinen bessern Freund, als mich, und einen der seltensten Art; einen Freund in der Noth, und nur in der Noth, nicht im Glücke. An euren Freuden will ich nicht Theil haben, ich habe keinen Sinn dafür, aber eure Leiden, von verrathener Liebe bis zum Schmerze eines besiegten Hutes, sie sind mir alle heilig.“

### Pariser Moden.

Da es ganz das Ansehen hat, als ob diesmal der Frühling an uns vorüberginge, ohne daß wir seine Annehmlichkeiten genießen oder irgend eine, der Jahreszeit entsprechende, Toilette hätten zur Schau bringen können, so setzt man desto eifriger die Winter-Vergnügungen fort und sorgt, daß die Produkte der Kunst einen Glanz und eine Lieblichkeit haben, die der trüben, düstern Natur mangeln; so zaubern unsere Gesellschaftssäle den Blüthen- und Farbenschmuck hervor, den unsere Gärten noch entbehren, denn nichts kann in der That reizender sein, als die Anzüge, welche wir auf den letzten Bällen zu bewundern Gelegenheit hatten. Die vorherrschenden Farben bei Kleidern waren schwarz oder weiß, besonders letztere; ganz junge Personen haben Organdie-, etwas ältere Taffet- und die Mütter weiße Atlaskleider. — Die weißen Shawls (wenn man sie anders so nennen kann, da sie ganz mit Palmen und Arabesken von den lebhaftesten Farben bedekt sind) scheinen sehr in Aufnahme zu kommen. Wahrscheinlich werden dieses Frühjahr die Boas-Caschemir sehr Mode werden, was sie um so mehr verdienen, da sie äußerst zweckmäßig sind, indem sie leichter als Pelzwerk und doch den Hals vor der rauhen Märzluft sichern. Sie gehen zweimal um den Hals und fallen bis auf die Garnitur des Kleides herab; sie sind sowohl, was die Farbe, als auch was das Dessin und die Bordüre betrifft, äußerst mannigfaltig. Großes Aufsehen macht die orientalische Schärpe von schwarzem Seidenzeug mit langen, den Farben der Streifen der Schärpe angemessenen Franzen. Diese Streifen laufen quer über und sind von den lebhaftesten Farben, z. B. rosenroth, purpurroth, gelb, grün ac. Dazwischen laufen dann wieder einige Fäden von irgend einer andern abstechenden Farbe. — Nun sei es uns erlaubt, auch noch einige Worte über die Veränderungen beizusetzen, die in Hinsicht auf Verfertigung des Weißzeugs eingetreten sind. Das Gesteppte ist eine wahre Luxusarbeit geworden; man streppt die glatten Achseln der Hemden in langen Streifen, die sich bis an's Ende der in ein Preischen aufgefaßten Aermel erstrecken. Die Unterröcke haben einen ausgeschweiften Gürtel und über dem Saume eine gestifte Quirlende oder auch eine sehr fein gefaltete Wattegarnitur. Die Nachtjaken haben keinen Kragen mehr, sondern ein Preischen, an welchem drei bis vier Reihen Spizen angenäht sind;

das Kleidungsstück selbst ist entweder mit Spizen besetzt oder auch festonirt, wenn es die obern Garnirungen sind. Die Form der Nachthauben richtet sich ganz nach der des Gesichtes, doch sind sie meistens anliegend, von Batist oder Jaconnet und haben eine kleine Stikerei, um die Zugsäume zu verbergen. — Unmöglich können wir unsern Bericht schließen, ohne eines neuen, oder vielmehr recht altväterischen Luxusartikels Erwähnung zu thun; wir meinen nämlich die Geldbörsen von Gold oder bunter Emaille, welche durch einen kostbaren Haken am Gürtel befestigt werden. Die darauf ausgeführten Zeichnungen, das Schloß, kurz Alles ist so niedlich, das Ganze so nützlich und solid, daß wir es ganz natürlich finden, wenn wir bald alle unsere Damen damit geziert sehen.

### Lokal-Beitrag.

#### Theater.

(Deutsches Theater). Am 30. v. M. ward, zum Vortheile des Herrn Van Bree, „der Verschwendere“ gegeben. Hr. Böhm, ehemals Theaterdirektor in W. Neustadt, gab den Valentin als Gast. Der Benefiziant, ein gebildeter Schauspieler, war als Kammerdiener Wolf, der nicht zu den dankbarsten Rollen gehört, beschäftigt, doch wurde er bei seinem Erscheinen mit Applaus begrüßt. Herr Böhm hat, wie vorauszusehen war, sich eine zu schwere Aufgabe gestellt, indem er in einer der glänzendsten Rollen unsers beliebten Nott erschien. Hr. Böhm ist unstreitig ein tüchtiger Komiker, der sich besonders die Manieren Raimunds glücklich anzueignen wußte, allein wir hätten gerade in dieser Rolle lieber eine originelle Schöpfung gesehen, da die Raimund'sche Individualität uns hier weniger als sonst an ihrem Plaze erscheint. Doch waren viele Momente tadellos und erwarben dem Gast Applaus. — Sehr brav war auch heute Hr. Dietrich als Flottwell u. Mad. Kallis als Cherrifane. — Am Schluß zeigte Hr. Warschag, ein hiesiger bekannter Maler, „phantasmagorische Nebelbilder“ in Döblers Manier, die gewiß mehr die Theilnahme des Publikums erregt hätten, würde man auf die nöthigen Beleuchtungsmitel eine größere Sorgfalt verwendet haben. Die totale Verfinsternung des äußeren Schauplazes finden wir eben so wenig für dezent, als für unumgänglich nothwendig. Bei Döbler war dies nicht der Fall. —

— In der nächsten Sommerfaison dürfte denn doch endlich ein glücklicherer Stern über unserm deutschen Theater walten. Wie wir hören, stehen uns höchst interessante Novitäten bevor. Mit Gewißheit können wir aber ankündigen, daß schon die nächste Woche höchst Anziehendes bieten wird, wie nachstehendes vorläufiges Repertoire ausweist. — Das Theater wird am Ostermontag, den 8. d. M. mit einer neuen Posse: „Die Loosverkäuferin“, eröffnet; den 9.: „die Regimentsdöchter“, Oper von Donizetti (Benefiz des Hrn. Wild), Dem. Kaiser und Hr. Geheer werden zum ersten Mal in dieser Oper als neu engagirte Mitglieder auftreten; den 10.: erste Vorstellung der fünf Engländer, die in Wien ein so enormes Aufsehen erregten; d. 11.: erste Gastrolle des Hrn. Staubigl, als Bertram, in „Robert der Teufel“; den 12.: zweite Vorstellung der Engländer und Samstag, den 13.: zweite Vorstellung des Hrn. Staubigl, als Marcel, in den „Shibellinen“. —

— Dem Kaiser und Hr. Geherer sind bereits vor einigen Tagen hier angekommen.

(Nationaltheater.) Sicherem Vernehmen nach, werden vom Nationaltheater einige Mitglieder, sowohl vom Opern- als vom Schauspielpersonale, einen Ausflug nach Preßburg machen, um dort je drei und drei Vorstellungen zu geben. Unter den aufzuführenden Opern sind: „Bathory Maria“, „Hunyady Laszlo“ und eine noch nicht näher bezeichnete komische Oper.

Konzert. Herr Steveniers gab am 30. v. M. sein Abschiedskonzert im Redoutensale, das in jeder Hinsicht höchst interessant ausfiel. Der geniale Virtuose spielte das dritte Konzert (E-mol) von Ch. de Beriot; eine Phantaste eigener Komposition; le souvenir, Melodie vom Konzertgeber, und endlich Beriot's „Tremolo.“ In allen diesen Piecen machte sich eine wahre Künstlergröße bemerkbar; denn Steveniers verschmähete es, nach falschem Effekte zu haschen; er zieht es vor, durch Geschmak, Eleganz und Reinheit des Vortrags einer bessern Schule zu folgen und es gelingt ihm, die Zuhörer zu fesseln, zu beseelen und zu begeistern. Bei dem Allen sind ihm die technischen Schwierigkeiten des Spiels gar nicht fremd, er besiegt sie mit großer Leichtigkeit und schreitet siegend über halabrecherrische Klippen dahin. Seine Doppelgriffe sind besonders bewundernswürdig und das „Tremolo“ könnte Beriot selbst nicht gebiegener ausführen. Auch sind seine Kompositionen werthvoll, sie athmen Charakter und Originalität. Wenn ihn das sehr gebildete Auditorium lebhaft applaudirte und mehrmals hervorrief, so ließ es dem Virtuosen nur volle Gerechtigkeit widerfahren. — Die Zwischennummern füllte unsere treffliche Mad. Schobel aus. Sie sang ein Lied („Waldvögelein“) und eine Arie mit altem Aufwande ihrer herrlichen Stimme und ihrer Virtuosität u. erwarb sich stürmischen Beifall. M.

**Lokalnotizen.** Zu den Plänen, die man zum Bau des ungarischen Landhauses projektirt, ist nun auch unser berühmter großer Marktplatz gekommen und er hat bis jetzt große Wahrscheinlichkeit für sich. Nach dem Plane eines unserer berühmtesten Architekten, soll das Gebäude etwa einen dritten Theil des Platzes und zwar die Länge von den „zwei Türken“ bis inklusive des „Marokaners“ und die Breite des Urmenyischen Hauses einnehmen. Der Platz würde dann noch immer eine ansehnliche Größe behalten und sich mit den größten Wiens messen können. Nach dem Plane eines andern Architekten käme das Landhaus in die Mitte des Platzes, mit Passagen versehen und mit einem Parke umgeben.

— Hr. Stühr setzt seine Experimente mit dem Daguerrotyp mit dem glücklichsten Erfolge fort. Seine Porträts sind nun bei uns in der Mode; sie zeichnen sich durch schlagende Ähnlichkeit, Reinheit und scharfes Gepräge vorzüglich aus, u. durch die von ihm angewandte Goldfixir-Methode gewinnen sie sehr an Dauer. Da auch Herr Stühr auffallend mäßig in seinen Forderungen ist, so können wir seine Arbeiten um so mehr empfeh-

len. — Sein Atelier ist im Hotel „zum Tiger“, Nro. 100.

— „Keine Zahnschmerzen mehr!“ liest man jetzt mit Initialbuchstaben in allen in- u. ausländischen Intelligenzblättern. Kann sein, wird auch die Menschheit von einem ihrer größten Peiniger bald befreit; die meisten Zahnärzte versichern es auch bei uns. Aber wir sind auch überzeugt, daß von den meisten dieser Meister es die wenigsten verstehen, der leidenden Menschheit richtig auf den Zahn zu fühlen. Von den wenig Auserkornen nennen wir Herrn Pfeffermann in Pesth (Dorotheagasse, dem Kasino gegenüber), der durch seine große Praxis sich eine bedeutende Geschicklichkeit erwarb, u. der schon vielen Zahaleiden augenblicklich ein Ende machte. Seine schon berühmt gewordene Zahn pasta u. seine neuen Zahnkitten sind besonders Allen, die deren bedürfen, bestens zu empfehlen.

— Wenn die geneigten Leser vielleicht glauben, daß bei der letzten Güterlotterie, wovon die Ziehung in Wien am 17. März stattfand, Ungarn leer ausging, so sind sie im Irrthume. Frau Fortuna hat auch diesmal unser liebes Vaterland nicht vergessen und so viel wir bis jetzt wissen ist unter mehreren Treffern auch ein bedeutender, nämlich Nr. 28,347 mit dem Gewinne von 3000 fl., in der Handlung des Hrn. M. Lueff, „zur Minerva“, verkauft worden. Also wieder die Minerva! — Wie kommt zu der Weisheit so viel Glück, da es doch sonst heißt: „mehr Glück als Verstand!“

— Der kleine ausgezeichnete Violinspieler Edmund Singer aus Pesth, der sich bekanntlich seit einiger Zeit in Wien befindet und dort unter der Leitung des Herrn Prof. Böhm seine musikalischen Studien vollendet, hat kürzlich in zwei Konzerten Proben seiner außerordentlichen Fortschritte abgelegt. In diesen zwei Konzerten spielte er unter Andern auch die höchst schwierige „Ludovic-Fantasia“ von Ernst u. erregte mit dieser Komposition einen wahren Enthusiasmus, indem er nach dem Vortrag derselben vier Mal stürmisch herausgerufen wurde. Sämmtliche Wiener Journale können nicht genug Nühmlisches über diesen jungen hoffnungreichen Künstler sagen.

— Das Kaffeehaus in dem großartigen Hotel „zur Königin v. England“ an der Donau zu Pesth, wird so eben auf's Prachtvollste restaurirt, und soll Samstag Abends in seiner neuen herrlichen Gestalt eröffnet werden.

— Warum entschuldigen sich gewisse Leute nur manchmal wenn sie gelogen und nie, wenn sie die Wahrheit sagten? — Weil sie nie die Wahrheit sagen.

— Warum findet eine berühmte Journalistin Alles schlecht und tadelnswerth? — Weil sie sich an die Schrift hält, wo es heißt: „Gleiches mit Gleichem!“ M. F.

### Modenbild. Nro. 18.

Paris, 20. März. Neueste Damenanzüge.

Beilage: „Der Schmetterling.“ Nro. 7.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. — Prachtausgabe 5 fl. und postfrei 6 fl. G. M. — Man pränumerirt im Redaktionsbureau zu Ofen (Fischerstadt, Nro. 81, nächst der Schiffbrücke), in den Kunsthandlungen, der H. D. C. Miller, S. Wagner und Reichlinger, u. in F. G. Weissenbergs Papierhandl. (Servittensplatz) in Pesth, u. bei allen k. k. Postämtern.

Ofen, gedruckt in der königl. ungar. Universitäts-Buchdruckerei.



*Modes de Paris.*

**LE MIROIR.**

*Chapeau des M<sup>l</sup>le Marnice-Beauvais. Pedigote de la M<sup>l</sup>le Leymerie.  
papementerie de Jové-Dehise.*

1844.

473.